



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Berlin, 25. Juni 1910.

Der Ministerwechsel in Preußen — Die Enzyklika-Bewegung.

Die Veränderungen im preußischen Staatsministerium haben sehr merkwürdige Wirkungen mit sich gebracht. Wie diese Veränderungen gemeint waren, darüber kann bei Leuten, die nicht immer nur an Parteiangelegenheiten denken, sondern sich nüchternen Sinnes zunächst einmal über das rein Tatsächliche zu unterrichten suchen, eigentlich kein Zweifel sein. Als Herr v. Bethmann Hollweg an die Stelle des Fürsten Bülow trat, behielt das preußische Ministerium in der Hauptsache seine Zusammensetzung. Schließlich aber hat der Ministerpräsident in dem Zeitraum von einem Jahre die Erfahrung machen müssen, daß das Regierungsprinzip, nach dem Fürst Bülow damals dem König bestimmte Männer als seine Mitarbeiter vorgeschlagen hatte, notgedrungen ein andres geworden ist, nicht weil Herr v. Bethmann es so gewollt hat, sondern weil das Verhalten der Parteien ein Weiterarbeiten auf der vom Fürsten Bülow gelegten Grundlage völlig unmöglich gemacht hat. Herr v. Bethmann hat die Blockpolitik Bülows liquidiert, nicht aus freier Entscheidung, sondern weil er es mußte, wenn ihm Auflösungen der parlamentarischen Körperschaften nicht als geeignete Mittel erschienen, um die Lage nach seiner Überzeugung besser zu gestalten. An sich bedeutet aber dieses notgedrungene Verlassen der Blockpolitik in der Praxis noch keine Unterwerfung unter die neue Parteigruppierung im Reichstage und Landtage. Herr v. Bethmann hat, wie man sein Verhalten auch sonst kritisieren mag, unzweifelhaft Anspruch darauf, daß wenigstens wahrheitsgemäß berücksichtigt wird, was er gesagt und als seine eigne Absicht bezeichnet hat. Auf dieser Grundlage mag denn eine gewissenhafte Kritik frei ihres Amtes walten. Der Reichskanzler hat offen erklärt, daß er bei der Verwirrung und Verhegung, die zwischen den Parteien nach der verunglückten Reichsfinanzreform Platz gegriffen hat, vor der Hand für unmöglich hält, sich auf bestimmte Parteien zu stützen, daß er aber versuchen will, durch ein über den Parteien stehendes Regiment — also, wenn man so sagen darf, durch sachliche Tüchtigkeit und praktische Leistungen — die Regierungsgeschäfte über die Zeit der Schwierigkeiten und Wirren hinwegzuführen, so daß wieder Beruhigung und Vertrauen eintreten kann. Es ist in diesem Zusammenhange nicht der Ort zur Erörterung der Fragen, ob dieser Gedanke — an den praktischen Möglichkeiten gemessen — richtig war und ob die bisherige Ausführung der Absicht entsprach. Wir wollen hier nur versuchen, dem Reichskanzler gerecht zu werden. Geglückt ist Herr v. Bethmann die Ausführung seiner Absichten in der inneren Politik zweifellos bisher nicht, und darüber ist er sich selbst natürlich vollkommen klar. Er hat die Erfahrung machen müssen, daß er doch immer wieder in das parteipolitische Getriebe hinabgezogen wurde, ja noch schlimmer, daß die neue parlamentarische Mehrheit in höherem Grade, als es je zuvor denkbar schien, die Regierung zu beherrschen und nach ihrem Gefallen fortzutreiben schien. Um so mehr muß man anerkennen, daß Herr v. Bethmann den Versuch, an seinem eignen Programm festzuhalten, nicht aufgegeben hat. Unerchüttert durch die Mißerfolge und die Verwirrung der Parteiverhältnisse legte er sich die Frage vor, ob er denn auch für seine Ziele die geeigneten Mitarbeiter habe, ob die Ressortminister wirklich Männer seien, die durch die Art ihrer Geschäftsführung, durch die Rührigkeit in der Erfüllung der praktischen Aufgaben ihrer Verwaltung, durch das sichtbare Hervortreten eines besondern Maßes von Arbeitskraft, Erfahrung und eignen Ideen fähig seien, das öffentliche Interesse von dem reinen, unfruchtbaren Partei-

gezügt einigermaßen abzulenken und dadurch die Möglichkeit für das Einlenken in die Bahnen einer ruhigeren politischen Entwicklung zu schaffen.

Wenn man sich diesen Gedankengang vergegenwärtigt und sich daraufhin sowohl die ausgeschiedenen als auch die neuernannten Minister näher ansieht, braucht man, wie wir meinen, nach dem Schlüssel zu der Bedeutung dieses Ministerwechsels nicht lange zu suchen. Es ist vollkommen müßig, nach Meinungsverschiedenheiten in besonderen Einzelfragen zwischen dem Ministerpräsidenten einerseits und den Herren v. Moltke und v. Arnim anderseits zu forschen. Gänzlich fern liegt es uns, verdienstvollen und hochbegabten Männern etwas anhängen zu wollen; wir wissen sehr wohl, daß Persönlichkeiten sich in der verschiedensten Art betätigen können und daß gelegentlich als besonders glückliche Veranlagung gelten kann, was in einer andern Lage als Mangel empfunden wird. Wer aber jemals in der Lage gewesen ist, sich ein Bild von der Persönlichkeit der beiden ausgeschiedenen Minister zu machen, und damit die Anforderungen vergleicht, die wir vorhin als ungefähr den Ideen des Ministerpräsidenten entsprechend umschrieben haben, dem wird ohne jede parteipolitische Inspiration ohne weiteres klar sein, warum sich Herr v. Bethmann von den Herren v. Moltke und v. Arnim getrennt hat.

Der Parteigeist stellt solche Überlegungen nicht fest, weil sie allerdings aus dem Rahmen dessen herausfallen, wofür sich Parteien allein zu interessieren pflegen. Statt, wie es richtig ist, — wir übernehmen die volle Verantwortung für diesen Ausdruck, — den Ministerwechsel als einen neuen Versuch des Herrn v. Bethmann anzusehen, sein Programm gegenüber der Herrschaft des schwarz-blauen Blocks zur Geltung zu bringen, gibt man dem Ereignis die Bedeutung einer Kapitulation vor dem schwarz-blauen Block. Bei der Beweisführung geht es freilich ohne Verkennungen und sogar Fälschungen der Tatsachen nicht ab. Wir werden plötzlich belehrt, daß Herr v. Moltke eigentlich beinahe ein liberaler Mann gewesen sei. Für die blöde und dumme Parteiverheerung, die den Urteilslosen und Unerfahrenen einzureden versucht, ein Konservativer müsse immer ein beschränkter Kopf sein, ist es natürlich eine leichte Arbeit, einen Mann von hoher Intelligenz und anerkannt vornehmerem Charakter zu einem Liberalen zu stempeln, sobald er nicht in allen Fragen die Vorurteile zeigt, die man bei einem Konservativen voraussetzt. Herr v. Moltke hatte in seiner Persönlichkeit vieles, was eine vermittelnde Wirkung auf Parteien ausüben konnte, die ohnehin zur Verständigung geneigt waren; darum wurde er auch unter Bülow Minister, obwohl sich schon damals zeigte, daß seine Neigungen im Grunde reaktionärer waren, als es sich mit den Absichten der Gesamtregierung vertrug. Wenn aus der überaus matten und lahmen Verteidigung, die er dem Wahlrechtsgesetzentwurf zuteil werden ließ, jetzt gefolgert wird, er habe mit den liberalen Bestrebungen sympathisiert, so ist das ganz willkürlich. Man macht ihn sogar zu einem Anhänger des geheimen Wahlrechts, obgleich das notorisch falsch ist. Logischer ist die Folgerung des Ministerpräsidenten, der sich sagte, diesem Minister sei nicht die genügende Aktivität eigen, um der Regierung durch den starken Eindruck sachmännischer Tüchtigkeit über eine schwierige Zeit hinwegzuhelfen.

Ähnlich lag die Sache bei Herrn v. Arnim. Hier hat man direkt zur Lüge gegriffen, um die Person des ausgeschiedenen Ministers gegen den Ministerpräsidenten auszuspielen. Herr v. Arnim soll bei der Durchführung seiner Polenpolitik auf den Widerstand des Herrn v. Bethmann gestoßen sein. Also eine Wiederholung der unwahren und längst widerlegten Ausstreuung, Herr v. Bethmann habe dem Grafen Lehrenthal die Nichtanwendung des Enteignungsgesetzes zugesagt. Es ist über alle Maßen frivol, wie hier die Haltung des Herrn v. Bethmann in der Polenfrage in ihr Gegenteil verkehrt wird.

Noch bezeichnender für die Tendenz, die bei der Beurteilung des Ministerwechsels verfolgt wird, ist das Urteil über die neuen Männer. Die Ernennung der Herren v. Dallwitz und v. Schorlemer wird als Zeichen dafür angesehen, daß der Reichskanzler sich ganz dem schwarz-blauen Block verschreiben wolle. Denn Herr v. Dallwitz ist ja ein Konservativer, der seinerzeit im preußischen Abgeordnetenhaus als Mitglied der konservativen Fraktion saß und sogar zu den „Kanalarbellen“ gehörte. Ja, wen sollte denn aber Herr v. Bethmann dem König zum Minister vorschlagen? Können denn die unzufriedenen Kritiker einen geeigneten Mann nennen? Wir begreifen vollkommen, daß die liberalen Parteien mit Unwillen auf die Tatsache verweisen, daß es in Preußen unter den für hohe Verwaltungsposten in Frage kommenden Männern keine liberalen mehr gibt; wir begreifen, daß sie sich rühren wollen, um das zu ändern. Aber erstens ist zu bedenken, daß es sich hier um die selbstverschuldeten Folgen alter Sünden der liberalen Parteien handelt, und zweitens kann man doch nicht in diesem Augenblick von dem Ministerpräsidenten verlangen, daß er Früchte von einem Baum pflückt, den man rechtzeitig zu pflanzen unterlassen hat. Soll er etwa seine Vertrauensmänner unter den liberalen Parlamentariern wählen? Abgesehen davon, daß es auch unter diesen wohl kaum eine geeignete Persönlichkeit geben dürfte, hieße das doch eine geradezu unsinnige Politik treiben. Man kann die Minister aus einer parlamentarischen Mehrheit wählen, man kann in ruhigen Zeiten als Übergang ein sogenanntes Koalitionsministerium bilden, man kann endlich die parlamentarischen Verhältnisse ganz ignorieren und sich ganz fern von parteipolitischen Erwägungen halten. Aber man kann nicht in Zeiten, in denen die Parteien völlig miteinander verkracht sind, ausgesprochene Parteimänner einer Minderheit zu Ministern machen. Herr v. Bethmann konnte sich bei der Wahl seines Kollegen nicht nach der Parteistellung, sondern nur nach der Persönlichkeit und der Art ihrer Leistungen richten. Er wählte einen Mann, den er nach seinen Leistungen für den besten unter den verfügbaren Verwaltungsbeamten halten mußte und der, obwohl früher einmal konservativer Parlamentarier, inzwischen in einem selbständigen Verwaltungsamt — nämlich als anhaltischer Minister — den allgemein anerkannten Beweis geführt hat, daß er über den Parteien zu stehen und mit allen Parteien umzugehen versteht. Wir heben das hervor, nicht um Herrn v. Dallwitz vor der Zeit herauszustreichen, — denn wir wissen nicht, ob er uns nicht vielleicht enttäuscht, — sondern um zu zeigen, wie die abfällige Kritik dieser Wahl offenbar nicht sachlichen Gründen, sondern einem unverkennbaren Übelwollen gegen Herrn v. Bethmann entspringt. Nun bleibt es ja jedem unbenommen, ein so scharfer Gegner des jetzigen Reichskanzlers zu sein, wie er es für richtig hält, und auch wir behalten uns das Recht zur Kritik jederzeit vor, aber in der Praxis sollte man nicht ganz an der Frage vorbeigehen, was man eigentlich erreichen will und kann. Es kann einem schärfer Nachdenkenden, auch wenn er Herrn v. Bethmann manches vorzuwerfen hat, nicht entgehen, daß vieles, was man diesem Reichskanzler persönlich auf das Kernholz schreibt, von den Parteien selbst und den Verhältnissen verschuldet wird. Man kann überzeugt sein, daß das auch an den Stellen, auf die es ankommt, richtig erkannt wird. Eine positiv gerichtete, geschlossene Opposition könnte ja vielleicht einen Kanzlerwechsel herbeiführen, aber was sich jetzt als gewaltige Opposition gebärdet, ist ja nur ziellose, kraftlose Mißstimmung, die gerade stark genug ist, um allerlei Gefahren zu bergen und allerlei Unheil anzurichten, die aber ein positives Ziel niemals erreichen und mit der kein Kanzler, er heiße wie er wolle, etwas anfangen kann.

Was nun den neuen Landwirtschaftsminister, Herrn v. Schorlemer, betrifft, so ist natürlich das Verlangen groß, den gläubigen Katholiken, den Sohn des

einstigen berühmten Zentrumsführers als einen Beweis dafür auszuspielen, daß Herr v. Bethmann nicht nur den konservativen, sondern auch den klerikalen Flügel des schwarz-blauen Blocks an sein Herz drücken will. Leider geht das nicht so einfach. Denn Herr v. Schorlemer ist bekanntlich dem Zentrum tief verhaßt, weil er der Partei ablehnend gegenübersteht und sich für die nationalkatholische Bewegung und die deutsche Vereinigung interessiert, und das noch dazu, ohne daß es möglich ist, ihn als bloßen „Taufschneekatholiken“ zu verdächtigen. Aber es läßt sich schließlich alles machen, und so hat man denn die Wendung gefunden, Herr v. Schorlemer sei zum Minister ernannt worden, um ihn dem Zentrum zu Gefallen aus der Rheinprovinz zu entfernen. Diese Behauptung ist perfide und blödsinnig zugleich, aber es gibt nichts, was dumm genug ist, wenn es nur den nächsten Zweck erfüllt, den Reichskanzler als einen Sklaven des schwarz-blauen Blocks hinzustellen. Wer sich noch einen Rest von Überlegung bewahrt hat, wird erkennen, daß dem Zentrum damit gar nicht gedient sein kann, wenn sein Gegner aus einer überwiegend katholischen Provinz in eine Zentralstelle befördert wird, die einen größeren Einfluß auf die Staatsregierung gestattet und mit wichtigen Aufgaben der Außenpolitik betraut ist. Das Zentrum selbst ist wieder einmal klüger als seine Gegner. Nachdem sein führendes Blatt zuerst offen seine unangenehme Überraschung hatte durchblicken lassen, hat es sich auf die bewährte Taktik besonnen, an einer unabänderlichen Tatsache zunächst einmal das Gute anzuerkennen; es erklärt sich befriedigt, daß einmal ein gläubiger Katholik Minister geworden ist. Statt dieses durchsichtige Spiel richtig zu bewerten, sekundieren die zentrumsfeindlichen Organe ihren Gegner, indem sie das Verlegenheitslob für bare Münze nehmen.

Eine ähnlich, dem Zentrum günstige Wirkung wird erreicht, wenn jetzt auch aus dem Verlauf der Enzyklikabewegung dem Reichskanzler ein Strick gedreht werden soll. Daß die Protestbewegung nicht abflaut, sondern weiter anschwillt, hat ja eine erfreuliche Seite. Es zeigt sich, daß das evangelische Deutschland für die Beschimpfungen seines Bekenntnisses ein lebhaftes Empfinden hat. Das zeugt von dem spontanen Hervorbrennen idealer Gesinnung und wird auch in billig denkenden katholischen Kreisen verstanden und gewürdigt werden. Nebenher gehen bedauerliche Erscheinungen. Wenn in vatikanischen Organen und in der Zentrumspresse der Rückzug der Kurie zu vertuschen und zu beschönigen, ja mit geradezu zynischen Ausführungen zu leugnen gesucht wird, so gab es auf evangelischer Seite nur eine Antwort. Sie lautete: „Hier haben wir die amtliche, förmliche Erklärung der im Namen und im Auftrage des Oberhauptes der katholischen Kirche sprechenden Behörde; sie ist für uns allein maßgebend, und wir sehen aus dem direkten Verbot der Veröffentlichung der Enzyklika in Deutschland, daß man dort den begangenen Fehler einsieht und den Frieden will. Ihr angeblichen Verfechter der Sache der katholischen Kirche seid es, die im Widerspruch mit dem Wort und der Tat eures Oberhauptes den Streit wieder aufrührt und, um das zu erreichen, euch nicht scheut, eure höchste Autorität des Wortbruches, der Doppelzüngigkeit, der nichtswürdigsten Verletzung von Treue und Glauben zu zeihen. Nicht wir tun das, aber ihr wollt es so, und danach werden wir uns richten“. Das wäre eine angemessene Antwort gewesen. Aber dann hätte man ja anerkennen müssen, daß Herr v. Bethmann etwas erreicht hätte und daß es nicht darauf ankommt, daß die Konfessionen sich gegenseitig totschlagen, sondern ihre Rechte abgrenzen. Das durfte beileibe nicht geschehen. Und darum hieb man auf die eigene Regierung los und tat den klerikalen Gegnern den Gefallen, sie als siegreiche Herren der Lage hinzustellen. Auf die bloße Behauptung des Gegners

hin bekennt man sich freiwillig geschlagen und verraten, verraten von der eigenen Regierung. Warum? Ja wie sollte man sonst das heilige Recht des deutschen Staatsbürgers, unzufrieden zu sein, in diesem Falle geltend machen? Und schließlich nimmt man ja mit dem magersten Gaul vorlieb, wenn man nichts anderes vor den Parteikarren zu spannen hat.

Berühmte Väter. Das pathetische Wort von Jean Jacques Rousseau: „Wenn ich so unglücklich wäre, als Prinz geboren zu sein . . .“ fällt mir unwillkürlich ein, wenn ich an die heimliche Tragik der Söhne berühmter Väter denke. Sie erscheinen als die natürlichen Schüler des Meisters, als die berufenen Hüter des Erbes, oftmals auch des geistigen Erbes. Was andere nur erträumen oder mit eigener Kraft erzwingen müssen, ist ihnen mühelos beschert; sie haben den Platz an der Sonnenseite des Lebens inne. Es fragt sich aber, ob dieser scheinbare Segen für die glücklichen Erben berühmter Väter nicht doch ein Verhängnis ist. Die Geschichte bestätigt diese Annahme, als bekanntes Beispiel wird Goethes Sohn genannt. Noch eindringlicher sprechen die zahlreichen sichtbaren Fälle aus den Reihen der Lebendigen. Der Sohn tritt in die Fußtapfen des berühmten Vaters, die Wege sind für ihn geebnet, der Lorbeer soll auch des Sohnes Stirne fühlen. Die volle Sonne des Ruhmes ruht auf der überlebensgroßen Gestalt des Vaters, der Schatten fällt auf die anderen. Von dem Sohn des Genius wird womöglich noch Größeres verlangt. Er wird mit einem ungeheuren Maßstab gemessen, der nicht der seinige ist. Seine Persönlichkeit hat kein Recht auf sich. Die Tradition lastet zu schwer auf ihm. Wenn der seltene Fall sich ereignet, daß er wirklich mit den ungewöhnlichen Gaben des Vaters ausgerüstet ist, so hat er selbst dann noch schwer zu tragen und schwer zu kämpfen, um sich frei zu machen. Frei von Vorurteilen, frei vom Epigonentum. Gibt er sich unabhängig, so fällt seine natürliche Kleinheit, die erst des geistigen Wachstums bedarf, neben dem Riesenpapa auf, und er ist von vornherein geliefert. Setzt er das Werk seines Vaters fort, wird er zum Nachahmer gestempelt, während es den Fremden nicht zum Vorwurf gereicht, wenn sie als Schüler aus den Lorbeeren des Meisters ihren eigenen Siegerfranz flechten. Ist das Genie nicht der Gipfelpunkt der Entwicklungslinie einer Generation? Wirkt hier nicht ein geheimnisvolles Naturgesetz, das kein Aufwärts mehr gestattet? Jeder andere würde mit dem Durchschnittstalent, das dem Sohne zufällt, Wucher treiben können und damit Erfolge und Ehren einheimfen. Für den Sohn aber ist dieses kärgliche Pfund zu wenig. Gut für ihn, wenn der enttäuschte Ehrgeiz und die verletzte Eitelkeit ihn nicht mit Kleinmut und Erbitterung erfüllen, wenn ihn sein Schicksal nicht aus dem glänzenden Hause des Ruhmes fortgeschleucht, in die Dunkelheit eines verächtlich bemitleideten Daseins. Ach, wenn ich so unglücklich wäre, als Sohn eines berühmten Vaters geboren zu sein . . .

Die menschliche Tragödie reckt sich vor uns auf, riesengroß. Der Nachkomme, zur Ehrfurcht erzogen, sieht sich plötzlich in den geistigen Kampf gegen seinen Vater gedrängt. Er will bestehen, er will sich selbst behaupten, will sich betonen, will schaffen, will Werke hervorbringen, die Zeugnis von ihm ablegen. Einer steht ihm im Wege, der große Vorgänger, der sein Vater war, und dessen Name nur mit zärtlicher Verehrung ausgesprochen wird. Und nun erscheint ihm dieses göttliche, geliebte Haupt hassenswert, ein unbarmherziges Götzenbild, das ihm den Weg versperrt, und dem er, einem finsternen Schicksal zufolge, sein Dasein opfern müßte. Um Sieger in dem ungleichen Kampf zu bleiben, müßte er, der

Sohn, diesen Götzen stürzen, die Ehrfurcht aus den Herzen der Nachwelt reißen, das Andenken vernichten, und auf dem Trümmerfeld des väterlichen Ruhmes seine neuen Altäre errichten, auf denen er selbst dereinst thronen würde, ebenso geliebt und gehaßt, wie sein eigener Vater von ihm erfahren. Aber er ist nur der Sohn des großen Mannes, und sein Arm, der den Hammer führen soll, sinkt schlaff nieder . . . Andere werden den Streich vollbringen!

Ein Dichter hat sich dieses Stoffes bemächtigt. „Die törichte Welt“ (Verlag von Schuster u. Löffler, Berlin), so heißt der Roman, darin Walter von Molo das Schicksal dieser ruhmlosen Helden behandelt. Es ist kein Schlüsselroman, sondern ein ernstes, um seiner selbst willen geschaffenes Kunstwerk; wenn man aber will, dann kann man zu seinen Gestalten Parallelen im wirklichen Leben der Gegenwart finden. Diese tragischen Naturen treten im Werk sehr zahlreich auf; aus allen freien Berufen, die auf Persönlichkeit und Begabung gegründet sind, begegnen wir in dem Buch einem Repräsentanten, der mit diesem heimlichen Fluch beladen ist. Die Witwe des großen Komponisten Heltberg verwaltet das Andenken des verewigten Meisters und verteidigt es selbst gegen die eigenen Söhne, von denen der eine, Tom, Skeptiker und Philosoph wird und sich in den aussichtslosen Kampf nicht einläßt, wogegen der willensschwache Bruder Ludwig als Komponist den Ruhm des Vaters auf sein eigenes Haupt sammeln will. Der Erfolg der Oper ist fast schon gesichert, da gibt die Mutter selbst das Zeichen des Mißfallens, und das Schicksal des jungen Komponisten ist besiegelt. Wir lernen den großen Chirurgen Lorenz Nothe kennen, er ist ein edelmütiger Helfer der Menschheit, er verdient Millionen und verausgabte sie für Kunstwerke und Wohltätigkeit. Er hinterläßt seinem nachstrebenden Sohn nicht einmal das Amt, denn er hat dessen Schwäche erkannt, und will die Kranken nicht seinem Messer ausliefern. Man konnte bei ihm an den amerikanischen Milliardär Carnegie denken, der den Satz vertritt, daß Reiche arm sterben sollen, daß sie all ihr Vermögen bei Lebzeiten anwenden mögen, und daß ein Geschäft nicht dem Sohn, sondern dem besten Gehilfen übergeben werden müsse, wenn es florieren soll. Professor Nothes bester Gehilfe war Assistent Reimann, der einzige geniale Kopf unter der jüngeren Nachfolgerschaft. Aber der junge Nothe begeht Ideendiebstahl an ihm und schwingt sich mit unlauteren Mitteln zum Nachfolger des großen Vaters auf. Allein ihm fehlt der göttliche Funke, und das wird seine Tragödie sein. Alice Sören, die Tochter eines erblindeten Künstlers, ist Malerin. Sie scheint das Talent des Vaters geerbt zu haben. Dieser hatte seinem brennenden Künstlerehrgeiz sein Lebensglück geopfert, sein Weib ist daran zugrunde gegangen; erst die Blindheit macht ihn sehend, er hat das Größte hingegeben für das bißchen Ruhm und Eitelkeit, und er sehnt sich vergebens nach dem verlorenen Lebensglück. Wird Alice das Rechte ergreifen? Sie ringt hart mit der Kunst: Ich lasse dich nicht, es sei denn, du segnest mich! Vergebens, sie wird es nicht zwingen. Sie legt Hand an sich. Wieder genesend, findet sie ihre Liebe zu Tom Heltberg, und damit das wahre Glück, an dem sie beinahe blindlings vorbeigegangen wäre. Hier ist ihr Ziel und innerer Halt, alles andere war Torheit. Der edle Graf Gazze ist ebenfalls angegriffen von dem Weltgift des Zweifels und der Unzufriedenheit. Seine Vorfahren haben auf den Schlachtfeldern Ehren eingeholmt; sehnsüchtig wünscht er den Krieg, und muß im Frieden faulen. In einem Wirbelwind treiben die Menschen umher, einem imaginären Ziele nach, das die Ehrfurcht, die Eitelkeit und schlimmere Instinkte ihnen gestellt haben; das Glück steht dicht dabei mit vollen Gaben, aber es ist eine törichte Welt, sie geht anderen Idealen nach als denen der guten Menschlichkeit. So sehen wir überall Helden und Märtyrer mit

einem leisen Stich ins Komische oder Verächtliche, manche Frage und Karikatur, wie die emanzipierte, dünnleibige Gelehrte Eva Melbourn, das Leben schafft eben manchmal, oder vielleicht allzuoft, Fragen und Karikaturen. . . . Dann aber steigert sich das Komische zur tragischen Wucht, die Mitleid erweckt und erschüttert, wie in dem Augenblick, wo die Witwe Heltberg, die Hüterin des Erbes, das Mutterherz entdeckt, und aus Leibeskräften Beifall klatscht, mitten in dem Hohn-geschrei der Niederlage, die sie selbst herbeigeführt hatte. Von schlichter, ergreifender Größe ist die Erscheinung des Chirurgen Lorenz Rothe. Die Gesellschaftsbilder sind scharf gesehen, mit satirischer Kraft gezeichnet, die Form des Romans ist impressionistisch, lebendig, beweglich, voll huschender Lichter und tieferster, bedeutsamer Hintergründe. Ich habe einen starken Eindruck davongetragen und freue mich über dieses hervorragende Werk des ernst strebenden Dichters.

Joseph Aug. Euz

Wippermanns Geschichtskalender. Der zweite Band des Jahrgangs 1909 dieses bei Fr. Wilh. Grunow in Leipzig erscheinenden, allen Politikern und Zeitungsredaktionen unentbehrlichen Nachschlagebuches hat wieder eine Menge wichtiger Ereignisse und Vorkommnisse zu verzeichnen. Wir finden da u. a. die Stimmungsausprägungen nach dem Rücktritt Bülow's, die erneute Diskussion über die „Daily Telegraph“-Affäre vom November 1908, die Fusionsbestrebungen der liberalen Linken, die Erörterungen der eben vollzogenen Finanzreform im Schoße der konservativen Partei, die zur Gründung einer konservativen Vereinigung und eines Deutschen Bauernbundes führen, die Kölner Osterversammlung katholischer Fanatiker, denen der sozialpolitische Trimborn, der konziliante Julius Bachem mit seiner „Kölnischen Volkszeitung“ und das Gros der Zentrumsmitglieder nicht katholisch genug sind, was wieder einmal den Streit darüber erneuert, ob das Zentrum eine konfessionelle oder eine politische Partei sein solle; das erste Auftreten des neuen Reichskanzlers und die Urteile der Presse über ihn, die Wahlniederlage der Konservativen im Königreich Sachsen und daran sich knüpfende Betrachtungen der „Grenzboten“. Welterschütternde Ereignisse sind ja im vorigen Sommer nirgends vorgekommen, doch hat man immerhin Veränderungen wie den Ersatz Clemenceaus durch Briand, Mauras durch Moret, den Wechsel auf dem belgischen Throne, die Marine- und Militärunruhen in Athen sich zu merken, und aus dem einem Steuerbuckett entsprungenen Konflikt des englischen Unterhauses mit den Lords kann sich eine Neugestaltung der englischen Verfassung entwickeln, die weit über die Grenzen des britischen Weltreichs hinaus wirken würde.

Carl Jentsch

Die Grundlagen des Papsttums. Es ist noch nicht solange her, daß man sich in Broschüren und öffentlichen Wortgefechten um die Frage stritt, ob Petrus, nach katholischer Überlieferung der erste römische Bischof, überhaupt in Rom gewesen sei. Heute gilt, wie z. B. Harnack in seiner Kaisergeburtstagsrede „Katholizismus und Protestantismus“ (1907) hervorgehoben hat, die Anwesenheit des Petrus in Rom allgemein als eine wohlverbürgte Tatsache. Dagegen ist man noch weit entfernt von einer Einigung darüber, welche Stellung der Bischof von Rom in der Kirche der ersten Jahrhunderte eingenommen hat. Die bedeutendste und wichtigste Quelle sind die Äußerungen des Bischofs Cyprian von Karthago (248 bis 258). Aber gerade sie sind sehr verschieden gedeutet worden. Die einen finden, Cyprian habe einen Vorrang in der Rechtsprechung, einen Jurisdiktionsprimat Roms anerkannt, andere erklären ihn für den Vertreter einer reinen

Episkopalverfassung, also eines Nebeneinander ebenbürtiger Bischöfe mit Ausschluß jedes realen und aktiven Primates, und zwischen diesen beiden sich schroff gegenüberstehenden Gruppen gibt es noch eine dritte, mittlere Richtung. Wenn auch diese Gruppen nicht konfessionell geschieden sind, herrscht doch bei den Katholiken das Bestreben vor, „den ältesten Stimmen über das Ansehen der römischen Kirche einen möglichst vollen Klang und weiten Umfang zu geben“ und nach dem beliebten Schema zu verfahren: Der Papst hat laut Dogma den Jurisdiktionsprimat, den Universaliepiskopat und die Unfehlbarkeit. Also muß er sie von Anfang an gehabt haben und die Kirche muß sich dessen bewußt gewesen sein. Also sind auch jene Stellen oder Vorgänge in diesem Sinne zu verstehen.

Von solcher „Überwindung der Geschichte durch das Dogma“ hält sich die neueste, peinlich abwägende und sorgfältig prüfende Untersuchung frei, die Hugo Koch, katholischer Professor der Theologie am Lyzeum Gosianum in Braunsberg, vor kurzem veröffentlicht hat („Cyprian und der römische Primat“ in den „Texten und Untersuchungen zur Geschichte der altchristlichen Literatur“, herausgegeben von Harnack und Schmidt).

Indem Koch, wie es die wissenschaftliche Methode fordert, nicht vom Dogma ausgeht, sondern die Quellenstellen unbefangen prüft und daraus die dogmengeschichtlichen Schlüsse zieht, findet er, daß Cyprian ohne Schwanken und Unsicherheit Episkopalist vom Scheitel bis zur Sohle ist und einen Primat, ein Papsttum weder in der Dogmatik noch im Rechte kennt. Das Bischofsamt, die Fortsetzung der apostolischen Gewalt, ist nach ihm vom Herrn eingesetzt und zunächst (Matth. 16, 18 f.) dem Petrus allein übertragen worden. Später wurde es auf die übrigen Apostel ausgedehnt, die dadurch gleichstehende Kollegen Petri wurden. Petrus wurde nur darum zuerst bevollmächtigt, um deutlich zu zeigen, daß die Kirche eins sein soll. An die Stelle des einen ist nachher ein Kollegium von Amtsträgern getreten. Von Über- und Unterordnung, Oberbischof und Unterbischofen kann keine Rede sein. Jeder Bischof hat eine ‚Portio gregis‘, einen Teil der großen Herde Christi, und ist für die Verwaltung nur Gott verantwortlich. Dem römischen Bischof kommt keine Ausnahmestellung zu. Nicht der Anschluß an ihn oder die römische Kirche entscheidet für die Rechtmäßigkeit und Katholizität, sondern der zur Einheit verbundene Episkopat. „Katholisch ist nicht römisch, sondern katholisch ist — wirklich ‚katholisch‘, d. h. allgemein.“ Der römische Bischof hat nur die Auszeichnung, daß er der Nachfolger des ersten Bischofs ist. Aber so wenig Petrus Primatrechte in Anspruch genommen hat, so wenig besitzt sie sein Nachfolger. Der Bischof ist — politisch veranschaulicht — Souverän seiner Gemeinde. Souverän der ganzen Kirche aber ist ‚der Episkopat‘, die Zueinsfassung der Gemeindefouveräne. Eine sichtbare oberste Spitze, ein Papst wird von Cyprian als Verzerrung des Katholizismus, als Annäherung und Verfassungsbruch empfunden.

Cyprian aber ist in diesem Falle die abendländische Kirche. „Er verrät vom kirchlichen Leben seiner Zeit mehr als ein anderer Schriftsteller der ersten drei Jahrhunderte, er redet wiederholt programmatisch von der Kirche und ihrer Verfassung, vom Episkopat, seiner göttlichen Stiftung und seiner Stellung in der Kirche, und er enthüllt von seinem Kirchensystem gerade genug, um uns erkennen zu lassen, daß ein Rechtsprimat der römischen Kirche, ein ‚Papst‘, ein einziges sichtbares Oberhaupt darin keine Stelle hat. Und er hat dies Programm nicht bloß theoretisch entwickelt, sondern auch praktisch konsequent durchgeführt.“

Koch hat keinen Anstand genommen, die geschichtlichen Konsequenzen zu ziehen. Das Dogma, daß Christus das Papsttum eingesetzt und daß es darum von Anfang an in der Kirche einen Rechtsprimat und Universaliepiskopat, der von Petrus auf

den Bischof von Rom übergegangen sei, gegeben habe, steht mit der Geschichte in unverföhnlichem Widerspruch. Das Papsttum ist nicht von Christus und nicht vom Teufel (wie Luther wetterte) gestiftet, sondern ist ein Produkt der Geschichte, eine Schöpfung der Zeitverhältnisse und starker Persönlichkeiten. Die Anfänge des tatsächlichen Primates reichen weit zurück. Schon Cyprian zeichnet mehr das ideale, theoretische, rechtliche und dogmatische Verhältnis der Bischöfe als das wirklich vorhandene. An geistigen und materiellen Machtmitteln, an Intelligenz und Energie, an Leistungen und Verdiensten hatte die römische Kirche schon damals die andern überflügelt. Die Zukunft mußte ihr gehören. „Rom ist“, wie Harnack sagt, „in der Geschichte der Kirche aus einer Schwester eine Mutter geworden, weil Rom allein Kraft und Mut besessen hat, andern Gemeinden zu sagen: Das müßt ihr tun. . . . Nicht aus Fälschungen entstehen Rechte, sondern aus der Kraft und der treu erfüllten Pflicht.“ Und Koch fügt hinzu: „Tatsachen gehen voran, Theorien hinken nach und müssen das Geschehene rechtfertigen, befestigen und ausbauen. Wer die Macht hat, der findet bald auch Rechtstitel, Beweise, Dokumente — Schriftstellen.“ — „Der Episkopalismus Cyprians hatte keine Zukunft, weil die Cypriane selten waren und beim Untergange der alten Welt und der alten Kultur ausstarben.“ Die Anfragen über kirchliche Gebräuche, Zeremonien, Disziplin mehrten sich und gingen naturgemäß nach Rom, der Hauptstadt der abendländischen Welt, dem Sitze des abendländischen Patriarchen, wo das reichste kirchliche Archiv war und die Kontinuität der Überlieferung am besten gewahrt werden konnte. Das war die Geburtsstunde der päpstlichen Gesetzgebung, der Dekretalen. Durch die Gründung von Konstantinopel und die Verlegung des Schwerpunktes der Reichsregierung nach dem Osten erstand zwar im Patriarchen von Neu-Rom ein Rivale, aber dafür bekam der römische Papst die Hände frei und konnte die kirchlichen Verhältnisse selbständig regeln, während der „Kaiserpapst“ am Bosphorus die Kirchenregierung selbst besorgte. „Als dann die junge Germanenwelt ihren trotigen Nacken vor dem Kreuze beugte, war der Sieg des Papsttums entschieden. Denn sie empfing unter seiner Ägide die Güter des Glaubens und der Zivilisation zugleich und vergalt diese Wohlthat jahrhundertlang mit dem Zoll echt germanischer Anhänglichkeit und Treue.“ „Auf den Trümmern der alten Welt und der alten Kultur hat das Papsttum seinen kirchlichen und weltlichen Thron errichtet und das ‚Imperium Romanum‘ fortgesetzt. Klug wußte es Segel und Wind zu nutzen. Der Fortgang war nicht immer so ehrlich wie der Anfang. Auch das, was der Franzose ‚corriger la fortune‘ nennt, ist ihm nicht fremd geblieben. Aber nicht gefälschten Dokumenten verdankt das Papsttum in der Hauptsache seinen Höhen- gang, sondern kraftvollen Vertretern seiner großen Idee.“

Dieser kurze Bericht muß hier genügen, um auf die ehrliche und freimütige Arbeit aufmerksam zu machen. „Melius est, ut scandalum oriatur quam ut veritas relinquatur“ hat der Heil. Bernhard und vor ihm Gregor der Erste gesagt. Wer das offen ausspricht, was er im ernsten Antlitz der Vergangenheit geschaut, was sich ihm in stillen Stunden der Arbeit als Überzeugung aufgedrungen hat, entgeht dem furchtbarsten Anathem, das es gibt, — dem Anathem der beleidigten Wahrheit und des gequälten Gewissens.“ So schließt Koch sein Vorwort. Das ‚Scandalum‘, der Konflikt mit seinen kirchlichen Behörden, wird ihm allerdings wohl nicht erspart bleiben.

£.

